

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.
(Fortsetzung.)

Frau Sebius hatte erst kommen müssen, damals im Sommer, und ihm mit dünnen Worten auseinanderlegen, daß er noch recht gut selbst für sich sorgen könne und daß es seine Pflicht sei, Ruth loszulassen, damit diese endlich für ihr eigenes, besseres Fortkommen sorgen könne. Frau Sebius sollte auch selbstverständlich von dieser Verlobungsgeschichte nicht eher etwas erfahren, als bis sie vollendete Tatsache war.

Stockton war gar nicht so besonders erstaunt gewesen, als sich ihm gestern abend der junge Fremde genähert, sich vorgestellt und gebeten hatte, eine Stunde mit ihm wichtige Dinge besprechen zu dürfen. Dergleichen mochte doch die kleinstädtischen Spießer verwundern — ihn, August Stockton, nicht.

Rietling war mit ihm, nachdem der Bierstammtisch wie gewöhnlich zeitig sich aufgelöst hatte, in ein feines Weinwirtschaftshaus gegangen, und dort, hinter einem guten Tropfen, war er mit der Sprache herausgerückt: Er kenne und liebe seine Tochter Ruth. Und er wünsche über diese und noch andere wichtige Angelegenheiten mit Mr. Stockton am nächsten Tage Rücksprache zu halten. Ob er ihn vielleicht am Nachmittag aufsuchen könne?

So war es gekommen. Und nun saß der gewinnende junge Herr hier in seiner Werkstatt und zeigte so viel feines Verständnis für alle die Pläne und Modelle, die bisher noch so wenig Anerkennung bei der undankbaren Mitwelt gefunden hatten!

Ja, so ging es zu auf dem irdischen Planeten! Da plagt sich einer sein ganzes Leben lang und rennt der unbarmherzigen Glücksgöttin nach, und nichts will gelingen; bis dann eines Tages plötzlich der helle Sonnenschein durch die Trübseeligkeit des Daseins bricht und alles möglich wird, was vorher unmöglich erschien.

Auch Rietling hatte philosophische Anwendungslagen, während er mit scheinbarer Aufmerksamkeit den Hirngespinnsten des Alten lauschte. Er wußte sehr wohl, daß er ein gewagtes Spiel spielte. Aber wer nichts wagt, der nichts gewinnt. Dieser Grundsatz war von jeher eines der Lieblingswörter gewesen, hinter die er sich verschauzte, wenn er wieder einmal leichtsinnige Streiche vorhatte.

Er verhehlte sich nicht, daß die Mitteilung von einem Serzenshindernis bei Ruth etwas ganz Unerwartetes und eigentlich Erschreckendes für ihn enthalten hatte. Er erklärte sich jetzt in eifriger Geschwindigkeit ihren Widerstand gegen seine sieghafte Allgewalt, von der er mit einigem Recht überzeugt sein durfte. Doch wer weiß, wenn der alte Mann es geschickt anfangt, dann siegte doch vielleicht die Tochterliebe in ihr. Und dann — Hurra, Heinz Rietling!

Sobald er der Verlobte Ruths war, dann hatte er auch bei gewissen Geldleuten ungemessenen Kredit. Er mußte

freilich in diesem Falle indiskret sein und das Amtsgeheimnis verletzen. Aber — das Wasser stand ihm bis an den Hals! Das wußte niemand so genau wie er selbst.

Gelang der große Wurf, dann war alles gut, und er hatte außerdem das Riesenglück, ein Mädchen zu gewinnen, das er heiß begehrte.

Mißlang er, dann — ja — was dann?

Darauf wußte Rietling vorläufig keine Antwort; aber das hatte ja auch noch eine Weile Zeit.

Noch lange saß er an diesem Abend bei Stockton und besprach die Einzelheiten des „diplomatischen Vorgehens“, das man am besten einzuschlagen hatte. Dann verabschiedete er sich mit der Versicherung, daß seine Heimreise nun nicht länger aufgeschoben werden dürfe, und daß er in acht Tagen — bis dahin sollte alles in Ordnung sein — wieder erscheinen werde. Uebrigens aber sei er auf ein Telegramm hin selbstverständlich zu jeder Stunde bereit, herzukommen. Er wolle inzwischen, wenn er nach seinem kurzen Urlaub wieder nach Berlin zurückgekehrt war, schon immer die geschäftlichen Schritte tun, um die erforderlichen Summen jederzeit flüssig bereit zu haben.

Sie hatten verabredet, daß Ruth nach Dortmund berufen werde und durch persönliche Einwirkungen gesügigt gemacht werden sollte.

„Ueberrumpeln Sie nichts,“ hatte Rietling noch zum Abschied gesagt. „Ich kann warten! Wenn Fräulein Ruth nur nicht direkt Nein sagt, will ich schon zufrieden sein und geduldig weiter harren.“

Aber er wußte ganz gut, daß Stockton durchaus nicht gesonnen war, geduldig weiter zu warten!

Und darauf baute er seinen Plan. War es erst so weit, daß er dem süßen Mädchen mit der feurigen Verebtheit, die ihm zuweilen zu Gebote stand, seine Liebe erklären und daß er den süßen Mund ein einziges, erstes Mal küssen durfte, dann würde er schon die leichte Rinde von Stolz und Widerstand, die noch um ihr Herz lag, zum Schmelzen bringen!

So dachte Heinz Rietling.

Und wußte nicht, daß die blonde Drossel ein kerndeutsches Herz in der Brust trug, das stark und zäh war, auch wenn es leiden mußte.

19. Kapitel.

„Gibt es einen Zufall?“ fragte sich auch Ruth immer aufs neue, als sie endlich, nach wochenlangem Warten, eine Feldpostkarte in der Hand hielt. Aber die Karte war nicht von Hermann, sondern von Therese. Sie erzählte von ihrer flüchtigen Begegnung mit Kurov und daß dieser leicht verwundet, jetzt jedoch wieder felddienlich sei.

„Sie werden das alles ja von ihm selbst wissen,“ schloß sie ihre engbeschriebene Karte, „denn nachdem nun Belgien völlig in unseren Händen ist, wird ja auch die Feldpost regelmäßig funktionieren, und Sie werden ebenso oft von ihm hören, wie er von Ihnen. Ach, Ruth, der Krieg ist wohl ein graufiges Geschehen! Aber da es die Götter zulassen, wollen wir Menschenlein nichts dawider sagen. So graufig alles ist,

so herrlich und erhebend und befestigend ist aber auch der Geist unserer Heere. Wenn Sie nur ein einziges Mal dabei sein könnten, wenn vor oder nach der Schlacht der deutsche Geist aus allen Augen strahlt und alle Hände zum Gebet faltet, Sie würden Freudentränen vergießen wie ich und würden mir zurufen: O Heimat, o Vaterland — dir leb' ich und dir sterb' ich!"

„Gibt es einen Zufall?“ fragte Ruth auch endlich Frau Ulrich, der sie die Karte zu lesen gab. „Ist es nichts als ein bloßes, dummes Zusammentreffen von allerhand Alltäglichem, was diese Begegnung zwischen Therese und Hermann herbeiführt hat?“

„Nein, mein Kind, so ist es nicht. Wenn Sie so alt sein werden wie ich, werden Sie die Hand des Schicksals, also Gottes Hand, überall erkennen. Aber ich freue mich für Sie, Kleine! Nun wissen wir doch, daß Rürow lebt, und ungefähr auch, wo er ist.“

Ruth hatte Tränen in den Augen.

„Warum schreibt er nicht?“ rief sie aus. „Es ist doch nicht möglich, daß er um unseres kleinen Streites willen nun wirklich gar nichts mehr von mir wissen will!“

„Nein, das ist unmöglich. Er hätte Sie ja nie geliebt, wenn es so wäre. Männer sind trotzig, Ruth, und ich fürchte, er hält umgekehrt Sie für lieblos und vielleicht abtrünnig.“

„Wieso? Dazu habe ich ihm doch keine Veranlassung gegeben.“

„Ach, Kindchen, wenn man uns immer nur zürnte, nachdem wir wirkliche Veranlassung gegeben haben, dann frände es besser um Frieden und Eintracht in der Welt. Es ist die Eifersucht, die so viel Zwietracht und Mißtrauen sät. Rürow denkt vielleicht, daß Sie ihm längst hätten ein gutes Wort sagen können, da er doch in tausend Gefahren steckt und man keinen Augenblick wissen kann, ob er noch lebt.“

„Ich konnte ihm doch nicht schreiben! Kann es ja noch jetzt nicht! Weiß ich denn, zu welcher Truppe er gehört? Nichts, gar nichts von alledem weiß ich.“

„Nun, da wir aber jetzt Thereses Adresse haben, kann sie jedenfalls eine Zeile an Rürow befördern. Ich schlage vor, Sie schreiben gleich.“

Ruth erhob mit trauriger Abwehr ihre Hand.

„Alle meine Gedanken“, sagte sie weich, „sind immer bei ihm. Aber ich kann nicht zum zweiten Male schreiben. Nein, das kann ich nicht! Denn er war es, der fortging und der keine Nachricht gab.“

„Zum zweiten Male, sagen Sie? Haben Sie denn schon einmal geschrieben?“

„Ja, am nächsten Morgen, nachdem er hier war, habe ich ihm geschrieben. Natürlich nach Pankow, wo er vorher war. — Es mag sein, daß ihn der Brief nicht mehr erreicht hat, daß er schneller fort mußte, als er selbst annahm. Aber nun kann ich nicht noch einen Brief hinterhergeschicken. Ich hatte ihm so lieb und nachgiebig geschrieben!“

Frau Ulrich zog sie an ihre Brust.

„Armes Kleines!“ murmelte sie warm. „Muß solchen Kummer haben! Die blonde Drossel singt gar nicht mehr, nicht wahr?“

Ruth nahm sich zusammen und lächelte zu ihrer gütigen „Perrin“ entpor.

„Seien Sie mir nicht böse“, bat sie, „ich habe mich gewiß viel zu sehr gehen lassen und gar nicht mehr daran gedacht, daß ich hier bin, um Sie zu erheitern.“

„Erheitern? Nein, das wollte ich gar nicht, so war es nicht gemeint. Erstens bin ich ja in der Regel selbst ganz vergnügt, und dann wäre es auch schrecklich, wollte man von einem jungen Blut verlangen, daß es sich ganz vergessen und immer nur an eine alte Vorgesetzte denken soll.“

Ruth mußte lachen.

„Alte Vorgesetzte!“ rief sie. „Ach, Frau Ulrich, wenn Sie schneeweiße Haare hätten und ganz gebückt gingen, anstatt solche vorbildliche Haltung zu haben, dann wären Sie immer noch nicht alt. Das liegt nicht an den Kalenderjahren und nicht an ein Paar Falten in der Haut, sondern daß kommt von innen, denke ich mir. Wie alt war mein Vater schon mit fünfzig Jahren!“

„Ja, der muß aber auch sich und seiner Umgebung das Leben höllisch schwer gemacht haben — da altert man freilich leichter. Uebrigens, wie geht es ihm denn, schreibt er denn häufig?“

„Nein, im Gegenteil, er schreibt beinahe nie. Aber ich

höre ja durch Frau Sebius, daß es ihm ziemlich gut geht. Er ist doch noch böse auf mich, weil ich ihn verlassen habe.“

„Schön, mag er muckschen! Sie haben ihm doch die Riste Wein geschickt, die ich Ihnen geben ließ?“

„Ja, Frau Ulrich, ich habe es getan. Wie furchtbar gut Sie sind! Ich — ich möchte Ihnen gern einmal — etwas sagen.“

Das liebeliche Gesichtchen war dunkel errötet, und die stahlgrauen Augen sahen ganz schwarz aus, als sie zaghaft zu der viel größeren Gestalt der Matrone emporblidete.

„Na“, machte Frau Ulrich, „das klingt ja ganz geheimnisvoll! Wenn Sie mir etwas sagen wollen, so bedarf es doch dazu keiner Vorbereitung?“

Ruth trat ganz dicht an sie heran und ergriff die große, nur mit den beiden Trauringen geschmückte Hand:

„Ich — ich wollte nicht dreist sein, Frau Ulrich. Und ich bin auch sonst nicht gerade überschwenglich. Aber ich wollte Ihnen gern einmal so recht von Herzen danken. Ich bin so glücklich bei Ihnen!“

„Na, das freut mich riesig, Ruthchen. Aber Sie tun ja auch alles, was ich nur irgend von Ihnen erwartet habe. Sie sind mir in der kurzen Zeit so lieb geworden wie eine Tochter.“

„Und Sie mir wie eine Mutter! Das ist es gerade, was ich sagen wollte. Ich war ja noch so klein, als meine Mutter starb und habe hinterher immer nur meinen Vater zum Liebhaber gehabt. Sie aber sind so schrecklich gut! So bis in alle Wurzeln gut! Ich möchte immer nur bei Ihnen bleiben.“

Frau Ulrich wußte, daß der rote Mund die ehrlichste Wahrheit sprach. Und sie nahm den schmalen Kopf zwischen ihre Hände und küßte die reine Stirn.

„Mein liebes Kind!“ murmelte sie bewegt. „Von heute ab nenne ich dich du. Und du wirst später „Tante“ zu mir sagen, ich weiß nur, daß das einige Gewöhnung kosten wird. — Was übrigens das Immerbeimirbleiben betrifft, so wird dazu doch dein künftiger Gatte ein Wörtchen mitzusagen haben. Aber vorläufig bist du ja noch frei, und wir wollen weiter zufrieden miteinander sein, nicht wahr?“

Ruth rollten ein paar Tränen über die weichen Wangen, doch lächelte sie dabei zuversichtlich. Und dann holte sie ihre Stridarbeit, setzte sich an ihren gewohnten Platz im Blumenzimmer und begann ganz leise zu trillern.

Sie wollte nicht ganz verlernen, die „Drossel“ zu sein. Mochte doch der große, blonde Rürow sich — totschicken lassen — sie würde es nicht einmal erfahren. Ja — war er trotzig, so war sie es noch mehr. Das hatte sie immer gemeint, daß „auf einem Schelmen anderthalbe“ gehörten! Und übrigens schien heute die Sonne auf den schon gefallenen Schnee herunter, und bei Sonnenschein sang es sich ganz von selbst.

So saß sie trillierend und strickend neben den Palmen, und der bunte Papagei saß mit schiefem Kopfe aufhorchend dabei, und Frau Ulrich kam leise herzu und ließ sich auf ihrem angestammten Blumenplatz nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Monte piano.

Von Egid von Filek.

Man merkte kaum etwas Besonderes an dem weißen Hofelgebäude, wenn man von der Höhe der befestigten Stellung die lumbigen tausend Meter hinab sah: keine winzige Häuschen, wie aus der Spielfeuchschachtel, kimmerten im Sonnenlicht, Wege schlängelten sich durch das Tal, und neben der Brücke, die über den schäumenden Bach führte, dehnte sich der Tennisplatz mit seinem grünen Gitterwerk. Durch das Triebler sah die Sache allerdings ganz anders aus. Da erkannte man, daß die Granaten in die weißschimmernden Wände furchtbare Löcher gerissen hatten, daß der dicke Fahnenmast in der Mitte durchgedrückt war wie ein Zahnstocher und die eisernen Stangen des Tennisplatzes sich aufbäumten wie wahnwitzige Schlangen.

Der Tenente Giuseppe Trentini blickte von seinem kugelsicheren Unterstand aus sehr oft mit dem Triebler nach dem Hotel und versank dann immer in schwermütige Gedanken. Zeit genug hatte er dazu.

Seine Aufgabe war, mit dreihundert Mann und zwei Maschinengewehren einen Felsensteig zu halten, der vom Misurinatasee über den Col dell' Angelo auf die südlichen Hänge des Monte piano führte. Der Kampf hatte meist auf der Westseite des Berges stattgefunden; darum hieß es hier bloß wachsam sein, daß einem die Austriaci nicht in den Rücken fielen. Uebrigens war der Spätherbst da, die Nächte empfindlich kalt, Freund und Feind müde — der Winter stand vor der Tür, der zweite Kriegswinter für den Tenente, der dritte für die Oesterreicher — diavolo!

Wenn ihn der Generalissimo Cadorna nur nicht just in die Dolomiten geschickt hätte, just auf den Monte piano; wenn er wenigstens nicht beständig das Hotel da unten hätte sehen müssen, wo er vor drei Jahren!

Guiseppe Trentini war sehr ungeru in diesen Krieg gegangen. Nicht bloß deshalb, weil er Beamter der Banca commerciale im stillen Verona kein rechtes Verhältnis zur mächtig gewordenen Feldschlacht und gar keine Sehnsucht danach hatte, die Bewohner anderer Länder zu erlösen — sondern vor allem darum, weil seine Mutter aus Bozen stammte und mit dem Mädchenamen Innerkofler hieß.

Wohin gehört der, dessen Vater Italiener und dessen Mutter Deutsche ist?

Trentini sprach Deutsch so gut wie Italienisch. Wenn er frühmorgens über den Ponte Garibaldi in sein Bureau ging und in das weichgrüne Erdwasser hinab sah, das aus dem Herzen Tirols kam, war es ihm, als hörte er aus dem Gemurmel der Wellen die Sprache seiner Mutter. In seiner Bibliothek stand der Faust neben der Divina comedia, die Novellen von Deyse neben Gabriele d'Annunzio. Mähelich brachte er seinen Urlaub, wenn es in der Po-Ebene zu heiß wurde, in den Tiroler Bergen zu.

Und darum fand er mit vielen, vielen seiner Mitbürger diesen Krieg einfach, wahnstunig und ein Verbrechen an allem, was Kultur hieß. Aber den Herren von der hohen Regierung war das sehr gleichgültig. Und eines Tages mußte er doch als Tenente oder Leutnant die Uniform seines Regiments anziehen, von seiner jungen Frau Abschied nehmen und auf diesen Felsen hinausstreiten. Dort konnte er der Vergangenheit nachgrübeln, soweit der Krieg das Nachgrübeln überhaupt gestattete.

Tiefe Vergangenheit lag drei Jahre zurück, hatte wunder-schöne dunkle Augen, einen roten Mund und hieß Annita.

Dort unten, auf der Terrasse des zerfallenen Hotels hatte er sie zum ersten Mal gesehen. Es war noch tiefer Frieden. Der geschliffene grüne Edelstein des Misurina-Sees spiegelte das ver-larene Paradies der wunderbaren Dolomitenwelt. Über Trentini folgte mit seinen schwarzen Widen der reizenden Mädchengesalt, die jetzt in das Auto stieg, um wohlverwahrt zwischen Papa, Mama und Tante Kathrein zum Misurina-See zu fahren. War es Zufall oder Vorsehung, daß er Tags darauf in dem großen Speisesaal an ihrer Seite saß?

Jedenfalls schien ihm dieser Urlaub in den Dolomiten der schönste seines Lebens. Und nach wenigen Tagen hatte er es richtig zu weit gebracht, daß er mit dem Fräulein Anna Berathoner aus Innsbruck und einem klätigen Bergführer den Monte piano besteigen durfte, wogegen nicht einmal Tante Kathrein Einspruch erhob.

Den alten Führer Klaus, der mit seinen grauen Bartstoppeln wie ein zorniger Igel ansah, fand er allerdings bei dieser leichten Tour überflüssig. Aber Papa und Mama hatten durchaus darauf bestanden. Und eigenlich führte er nicht viel. Taktvoll hielt er sich immer fünf Schritte vor oder hinter dem plaudernden Mädchen und tat erst droben auf dem Gipfel des Monte piano seinen Mund auf, um die herrliche Aussicht zu erklären. Schön war er nicht, dieser Mund — die Oberlippe durch eine mächtige Zahenscharte entsetzt, die Zähne gelb vom Tabak und abgekauft wie die eines Elefanten. Aber was er sagte, klang so gut und treuherzig, daß den beiden da droben noch wärmer ums Herz wurde, als es ohnehin zu geschehen pflegt, wenn keimende Neigung mitten in der gewaltigen Natur steht, vom Sonnenglanz umflossen, vom Bergwind umweht.

Und daß er keineswegs überflüssig war, das zeigte sich deutlich genug auf dem Abstieg. Dem Leutnant Trentini lief noch heute ein Schauer über den Leib, wenn er daran dachte.

Von einer Felswand, die sich gegen das Aronzojoch fast senkrecht in die Tiefe stürzt, stammten ein paar Büschel Alpenblumen empor. Und sie, kühn gemacht durch das Gefühl der ruhigen Sicherheit, des Geborgenseins bei den beiden Männern, kletterte lachend hinab, um sie zu pflücken. Vergebens summte der Klaus: das wären da ganz andere Berge als im Junsbruck. Nichtgeben sollt sie.

Aber sie konnt hin und her zwischen den zersetzten Schroffen, und er bewunderte ihren geschmeidigen Eibedenskörper und dachte nicht an Gefahr, bis sie plötzlich einen Angstschrei ausstieß. Da hing das arme Ding zwischen Himmel und Erde und drückte sich bleich und zitternd an die Felswand, während unter ihren Füßen Steine abbröckelten und in dumpfem Aufschlag in die Tiefe stollten, aus der es emporstieg wie der eilige Schrei des Todes. „Festhalten, nur festhalten!“ schrie Trentini, und seine Zähne klapperten vor Angst um das blühende junge Leben dort an der Klippe, das ihm anvertraut war — aber der Klaus bis die Rippen zusammen, loderte den Strich, den er um die Mitte des Leibes trug, gab dem jungen Mann das eine Ende zu halten und kletterte die Wand bis zu dem jungen Mädchen hinab. Er seilte sie an, er stützte die zitternden Füße, sprach ihr Mut zu wie einem Kinde. Und nach einer Viertelstunde legte er sie dem Gefährten schweigend in die Arme, die sie fest, fest umschloffen!

Der Heimweg zum Hotel gestaltete sich sehr schweigsam. Nur heimliche Händedrücke und verräunte Blicke wurden gewechselt — wenn zwei Menschen gemeinsam durch Not und Gefahren gewandelt sind, bedarf es keiner Worte mehr, um sich zu verständigen. Der Klaus ging wieder fünf Schritte rückwärts und rauchte seine

Pipe, als wäre gar nichts geschehen. Und als Herr Trentini ihm außer seinen fünf Kronen Führerlohn noch ein Goldstück in die Hand drücken wollte, wehrte er entrüstet ab. „Soll ich doch mei Schuldigkeit — na, na!“

Und er schwang seine dünnen, knieweichen Beine und ließ nichts als eine gewaltig sinkende Tabakswolke zurück.

Am der Abendtafel, wo man die Wäsche des Töchterchens durch die ungewohnte Anstrengung erklärte, sprachen die beiden ebenfalls kein Wort über den Vorfall. Aber drei Wochen später waren sie ein Brautpaar, wie es sitzer in den ganzen Dolomiten kein glücklicheres gab. Und daß sich der Bräutigam als Italiener entpuppen mußte, störte den Gang der Entwicklung von der Verlobung bis zur Hochzeit so wenig, wie dieselbe Tatsache vor dreißig Jahren das Fräulein Innerkofler geüßt hatte, als sie mit einem Welschen den Bund fürs Leben schloß.

So war es gekommen. Und nun war die Annita seit mehr als zwei Jahren sein Weib, der Bambino hatte nächste Woche Geburtstag, und der Vater hochte auf dieser verfluchten Felsenklippe, um in das Land hineinzu-schießen, wo er damals so glücklich gewesen war.

Der Leutnant zerdrückte einen Fluch zwischen den Lippen.

Ein Mann kam von der Seite gekrochen.

„Der Leutnant!“

Der Beppo. Ein kleiner wollhaariger Venetianer, dessen Stolz es war, der wirkliche oder angebliche Ahnvingling eines Schirren zu sein, wie sie die Inselrepublik vor zweihundert Jahren in Sold nahm, damals, als die Hälfte der Bewohner dafür bezahlt wurde, um die andere Hälfte zu überwachen.

Der Beppo ersattete seine Meldung. Drüben bei den Oesterreichern hatte der Hordposten allerlei Verdächtiges wahrgenommen. Stangen und Stride wurden an den Rand der breiten Felspalte geschleppt, welche die beiderseitigen Stellungen trennte. Wahrscheinlich wollte der Feind in der Nacht ein Umgehungsmander versuchen.

„Also gut aufpassen,“ sagte Trentini, dem diese gewaltsame Unterbrechung seiner Gräbelerei sehr willkommen war. Er verteilte seine Leute entsprechend und legte sich, als die Nacht kam, selbst an einer gefährlichen Stelle auf die Lauer. Beppo hochte neben ihm.

„Wenn du dich brav hältst, Kerl, kannst du dir heute eine Auszeichnung verdienen.“

Beppo nickte stumm. Das Blut der Banditengeschlechter, denen er entstammte, rauschte in seinen Adern.

Die Nacht war still und finster. Wie Kerkermauern starrten die Berge empor. Kalt, gleichgültig flimmerten die Sterne, als wären sie müde der Greuel da unten, die sie seit zwei Jahren schauen mußten.

Der Leutnant blickte nach dem Himmel. „Mitternacht vorüber.“

Heut kommen sie nicht mehr.“

Aber Beppo schüttelte den Kopf. Seine Augen starrten in die Finsternis wie zwei Blüthenläufe.

Drüben am Felshang regte sich etwas. Ein Stein löste sich, kollerte abwärts, schlug dumpf auf in der schwarzen Tiefe.

Der Leutnant atmete säuer. Der harte Ton weckte eine ferne Erinnerung in ihm. So waren damals die Steine herabgekoffert unter den schmalen Füßen des Mädchens, dem der alte Führer das Leben gerettet hatte.

Und wieder Stille. Nur in seinen Schlafen hämmerte das Blut, als wollte es die Adern sprengen.

Jetzt — Jetzt kam's drüben hinter einem Felsacken herab, ein dunkler Schatten, nur durch die Bewegung erkennbar.

Der Leutnant legte die Hand auf Beppos Schulter. Sie war schwer wie Blei.

„Erst dann schießen, bis ich dir's sage,“ flüsterete er heiser.

Beppo verfolgte mit angelegtem Lauf das langsame Vorrücken der Gestalt dort drüben. Jetzt mußte der Augenblick da sein. Der Mann stand still und hob den Kopf wie ein sicheres Wild. Der Beppo hatte in seinem Leben noch kein so schönes Ziel gehabt.

Aber — was war das? Warum gab der Tenente nicht den Befehl, zu schießen? Warum blüete er so starr hinüber, als sehr er ein Gespenst?

Der Mann drehte sich nach rückwärts. Noch drei Minuten, und er war wieder hinter der Deckung des Felsens verschwunden. Zum Teufel, was hatte denn der Tenente?

Ich was, er wird doch schießen, der Beppo, mag der Tenente machen, was er will!

Und knackend geben die feineren Wände in tausendfachen Wiederhall den Schuß zurück.

Der Soldat drüben zuckt zusammen, neigt sich langsam nach vorn, greift mit den Händen in die Luft und stürzt, Kopf voraus, in die Tiefe. Jeht Meter weiter unten bleibt er auf einem Felsband liegen, eine schwarze, formlose Masse. Der Beppo zappelt vor Vergnügen. So ein Treffer, corpo di bacco!

Und ohne auf den Leutnant zu achten, steigt er den Felsen hinab. Er muß doch den Toten ordentlich ausplündern!

Der wird keinem braven Italiener mehr was zu leide tun, der verfluchte Standschütz. Aus der Brustwunde sicker bestes Blut. Der Mund mit der großen Zahenscharte ist halb offen und läßt gelbe Zähne sehen. Und die borstigen, grauen Bartstoppeln

sträuben sich. Was für lächerliche Menschen sind doch diese Teufel! Aber Zigaretten hat er in der Tasche. Der Deyno steckt sie häufig ein und will den leblosen Körper mit dem Rauch in den Abgrund stoßen. Aber da kommt der Tenente Trentini. Der neigt sich über den Toten und sieht ihm ins Gesicht und wird ganz blaß — hastig reißt er ihm die Nase auf, nimmt die Kapfel mit der Legitimation — und dann schüttet er auf und schlägt sich mit der Faust vor die Stirn und murmelt häßige, abgerissene Worte.

Deyno schüttelt wieder seinen dicken Kopf. Diese Signori sind doch recht verweichlichte Leute. Fallen in Ohnmacht, wenn sie einen Toten sehen. Und er kriegt Angst: am Ende vergißt der Tenente, ihn zur Auszeichnung vorzuschlagen. Das wäre noch schöner! Und so gut hat er ihn getroffen, so gut — mitten ins Herz!

Vermischtes.

Kraftfutter aus Spargelbeeren.

Eine ganze Reihe von Quellen zur Aufschließung der früher zum großen Teil aus dem Auslande bezogenen Öle und Kraftfuttermittel sind während des Krieges empfohlen und erschlossen worden. Naturgemäß wird das Ergebnis sehr verschieden. So erfreulich und erfolgreich sich der Sammelreifer z. B. bei allen Arten von Obstbäumen in den letzten Jahren betätigt hat, so entschieden muß auf der anderen Seite vor jeder unwirtschaftlichen Sammelreife gewarnt werden. Das gilt z. B. hinsichtlich der Leinensamen. Zu deren Sammlung wurde 1915 aufgerufen auf Grund von Untersuchungen, die den Delgehalt dieser Baumfrüchte auf 50—80 Prozent bezifferten. Die Nachprüfung und die Ausbeute im großen ergab indes kaum den 5. Teil des in Aussicht gestellten Ertrages, zudem war das Öl von ziemlich geringwertiger Beschaffenheit. Es kann daher in der Heranziehung des Leinensamens keine Veranschönerung unserer heimischen Delquellen erblickt werden, und es empfiehlt sich, den löblichen Sammelreifer im Interesse des Vaterlandes in wirtschaftlicherer und fruchtbringenderer Weise geeigneteren Früchten zuzuwenden.

Als solche seien die Früchte des Spargelkrautes genannt. Bisher vor Spargelplantagen sind schon vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, die reifen Spargelbeeren zur Del- und Futtermittelgewinnung zu verwerten. Im Jahre 1915 angestellte Versuche ergaben, daß die Delgewinnung unwirtschaftlich ist, weil nur die in dem Samen enthaltenen Kerne ölhaltig, diese aber sehr hart und von Schalen und Fruchtfleisch schwer trennbar sind. Dagegen stellten die ganzen Samen, gemahlen und geschrotet, nach vorgegangener Trocknung, ein wertvolles Kraftfuttermittel dar. Versuchen in dieser Richtung ist ein voller Erfolg beschieden gewesen.

*

— Blumen als Nahrungsmittel. Es ist wenig bekannt, daß in vielen Ländern, auch in manchen Gegenden unseres Vaterlandes, gewisse Blumen als Nahrungsmittel verwandt werden; in heutiger Zeit ist aber eine weite Verbreitung dieses Gebrauchs der Blumen sehr zu empfehlen. In erster Linie kommt für uns als Nahrung die Holunderblüte in Betracht, die nicht nur zur Teebereitung, sondern auch zur Anfertigung von Holzerbrot und Holzerbuden dient. In einem älteren botanischen Werk wird darüber schon erwähnt: „Die frischen Holunderblüten werden in manchen Gegenden, besonders im südlichen Deutschland, Elsaß, der Schweiz, u. a. mit ihren kurzen Stielen zu kleinen Duketts gebunden, in Mehlteig getaucht, in schwimmender Butter rasch gebacken, mit Zucker bestreut zur Tafel gebracht und besonders zu Kaffee und Tee genossen.“ Diese Verwendung der Holunderblüten ist sehr zu empfehlen, denn die auf diese Weise hergestellten Holunderkuchen schmecken ganz vorzüglich und dürften als angenehme Abwechslung mancher Hausfrau hochwillkommen sein. Damit ist aber der Gebrauch des Holunders noch nicht erschöpft, denn in Sachsen-Altenburg werden die Blüten dazu benutzt, einen guten, sehr aromatischen Käse, den sogenannten Holunderkäse, daraus herzustellen. In der Leipziger Gegend macht man aus den reifen Früchten, mit Pflaumen zusammen geschmort, ein angenehmes schmeckendes Konfekt, das den sonderbaren Namen Chivicea führt. In gleicher Weise wie den Holunder kann man auch die Blüten der Azalie (*Rubia pseudacacia*) zur Bereitung von Kuchen verwenden. In südlichen Ländern wird das schon vielfach getan und ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß gebackene Azalienblüten ein sehr feines, wohlschmeckendes Gericht sind. Da nun gerade die Azalie bei uns überall wächst, selbst auf schlechtestem Boden, die Blüten und Früchte aber sonst gar nicht zu oernden sind, so kann ich die Kuchen aus Azalienblüten auf das dringendste empfehlen, sie sind ein neues Glied in der Reihe unserer Nahrungsmittel und bedeutend besser, als die sogenannten Kriegskuchen der Konbitorerien. Es ist eigentlich merkwürdig, daß unsere Kriegsküche auf der Suche nach allen möglichen neuen Nahrungsmitteln sich noch so wenig um diese unerschöpflichen Blüten bekümmert hat. Auf ein fast gar nicht allgemein bekanntes Gericht will ich noch

hinweisen, das sich in begrenztem Bezirke, z. B. in Oschersburg, schon lange großer Beliebtheit erfreut; es ist ein Gericht aus den Blüten des so häufigen Grün- oder Braunloßs. Die Blüten werden in Wasser gar gekocht und dann mit Butter oder Feil, Fleischbrühe und gehobenerm Brotback geschaut. Es ähnelt im Geschmack dem Klammensloß, der ja auch weiter nichts ist, als ein Blütenloß mit verkrüppelten Blüten. Außer diesen genannten Blumen finden sich sicher noch andere, die als Nahrungsmittel dienen können, es sei nur an die überzuckerten Weiden erinnert. Diese aber haben, ebenso wie die obenangeführten Gerichte, bei Nacht, das die notwendigen Zutaten, wie Zucker, Mehl, Butter und Zwieback uns nicht in gleicher Menge zuzuwachsen.

Büchertisch.

— „Unsere U-Boote“ bezieht sich die beiden erschienenen Nummer 3863 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Diese bildlich und textlich hervorragend ausgestattete Sondernummer gibt eine vortreffliche Uebersicht über alle mit dem U-Boot-Krieg zusammenhängenden Fragen. In der Spitze der Nummer steht eine umfangreiche Umfrage über das U-Boot und seine Rolle im Weltkrieg, an der sich u. a. der Deutsche Kronprinz, Generalfeldmarschall von Hindenburg, Generalfeldmarschall von Ludowig, Großadmiral von Tirpitz, Staatssekretär von Cavalle, Admiralschiff von Dolgenhoff, Admiral Scheer, der Führer unserer Hochseeflotte, und Großadmiral von Koester beteiligt haben. Die äußerst bemerkenswerten Ausführungen dieser führenden Persönlichkeiten sind in Handschriften-Faksimile wiedergegeben. Im textlichen Teil stehen vor allem die Artikel „U-Boot und Großkampfschiff“ von Regattenkapitän von Walbeher-Harb, „Derz und Auge des U-Bootes“ von Kapitänleutnant Blum, „U-Boot und Volkerrrecht“ von Admiral z. D. Die, „Die Gefahr des U-Bootes“ von Hans Weber, „Zur Beurteilung der Wirksamkeit der U-Boote“ von Deconomichus, „Abwehrmaßnahmen gegen U-Boote“ von Korvettenkapitän A. Spindler und „Unsere U-Boot-Schule“ von Kapitänleutnant Georg Freiber von Forstner. Die meisten dieser Beiträge sind reich illustriert. Besonders Interesse erregen darunter die statistischen Bilder, die die Wirkung des U-Boot-Krieges auf die englische Volkswirtschaft veranschaulichen. Bester als alle Worte zeigen diese Zahlen, welches Verhängnis der U-Boot-Krieg für England bedeutet. In größeren, zum Teil farbig reproduzierten Kunstblättern finden wir in dem Heft Zeichnungen von Professor Willy Stäuber, Professor Arnold Busch, Professor Hans Bohrer, Carl Böjenth, R. Schmidt, Hamburg, Felix Schwormstadt und Claus Bergen. Eine weitere Bildtafel enthält Porträts unserer bekanntesten U-Boots-Kommandanten, von denen einige in der Rubrik „U-Boots-Abenteuer“ auch über ihre spannenden Erlebnisse interessant zu plaudern wissen.

— Die Schönheit. Moderne illustrierte Monatszeitschrift. (Verlag der Schönheit Reich. A. Gieseler Dresden) Jedes Heft 1 M. Von dieser Zeitschrift liegt uns eine Nummer zur Besprechung wieder einmal vor. Schon 13 Jahrgänge kämpft sie für ihre Ziele und hat mit ihren Schönheitsvorträgen eine eifrige Gemeinde um sich verklammert, die auf ihre Ziele schwört. Die Schönheit zerfällt in zwei Teile, den schöpferischen, eine Quelle an edler Kunst in Bildhauerei, Malerei, Tischen und Innenarchitektur, Dichtkunst und Graphik; einen zweiten Teil, dem die Pflege der Lebenskunde dient, bezieht: Pacht, Luft, Leben. Dieser geht von der Erkenntnis aus, daß nur auf festerer gesunder Grundlage sich ein geistig und körperlich schöner Mensch zu entwickeln vermag. Aus dem Inhalt des letzten Heftes führen wir nur an: Goethe als Schönheitsforscher von S. Bogt-Wilhel. Griechisches und germanisches Empfinden von Rebanus. „Der Gefenigte“ Ballade von Dr. W. Stagemann. Einige Abbildungen der kraftvollen Plastiken des Dresdener Künstlers Prof. Selmar Berner. W. Bruno Jis hat zu den reizvollen Arbeiten des Graphikers M. E. Philipp, die in seiner Ausföhrung zum Schmud des Heftes beitragen, den erklärenden Text übernommen. Für den unterhaltenden Teil tragen Romellen, Skizzen und wertvolle dichterische Schöpfungen Sorge. Schöne Naturaufnahmen wecheln mit ausgezeichneten Abbildungen der bildenden Kunst und ergänzen so die textlichen Darstellungen des neuesten Heftes der Schönheit in glücklicher Weise.

Gleichklang.

Zum Feste laßt ich's mir.
Die Lampe zeigt es hier.
Und bei meinem Auto auch
Sind sie in Gebrauch. — Zi.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Abstrichrätsels in voriger Nummer.
Lord Rittersers Untergang.